

I. Anfang

Pferde. Einst und jetzt

Es gibt großartige Bücher über Pferde und das Reiten. Ein mir besonders liebes stammt aus der Feder von *Clemens Laar: Meines Vaters Pferde*. Der Roman spielt in der Zeit vor der Wende zum 19. Jahrhundert, in einem Zeitraum von ungefähr 1900 bis zum Beginn des 1. Weltkriegs. Die Unterschiede zur Jetztzeit könnten größer nicht sein. *Clemens Laars* Hauptfigur ist ein Gardeoffizier des preußischen Kaiserreichs, *Kaspar Godeysen*. Damals war die Kavallerie noch eine wichtige Waffe der Armee und der Reiter das Musterbild eines Offiziers. Das Pferd, ein wichtiger Faktor im gesellschaftlichen Leben, war unverzichtbar im Militär, notwendig als Arbeitstier auf den Bauernhöfen und im Transportgewerbe, aber auch Luxusobjekt für Reiche und für reich aussehend Wollende. Ganze Gewerbebezüge entwickelten sich rund um das Pferd, um seine Pflege, seine Aufzucht und Ausbildung. Schon im Verlauf des ersten Weltkriegs verschwand jedoch das Pferd aus dem militärischen Geschehen, verschwanden aber auch die Menschen, die über den umfassenden, weil notwendigen Pferdeverstand verfügten. Kutschen machten den Automobilen Platz und Traktoren lösten die Bauerngäule ab.

Aber zwei oder drei Jahrzehnte vor der Wende zum zweiten Jahrtausend erwachten Reitställe zu neuem Leben, sammelten sich Pferdefreunde in Reitvereinen, wurden Turniere häufiger,

gewannen Reitveranstaltungen größeres Publikumsinteresse. Das Pferd war nicht vergessen.

So bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gab es in Österreich noch wenig Auswahl an guten Reitpferden. Einer der damals sehr vereinzelt österreichischen Turnierreiter von internationalem Format, der Offizier im jungen österr. Bundesheer: Peter Lichtner-Hoyer, ritt seine ersten großen Bewerbe auf Pferden aus Sardinien. Diese Sarden werden in Rom vor allem als Kutschenpferde verwendet, weil sie zäh und verlässlich sind. Im Körperbau weisen sie jedoch einiges an Mängeln auf, so dass sie mit den modernen Springpferden, z.B.: aus deutscher Zucht, nicht mithalten können.

Der wachsende Wohlstand der beginnenden Siebziger-Jahre ließ das Pferd immer mehr in Erscheinung treten. Neben Bauern-Traditionsvereinen, die immer schon ihre schweren Noriker-Kaltblüter zu bestimmten Festtagen auch als Reitpferde vorgestellt hatten, traten Züchter, die ihre Liebe zu den blonden, hübschen und handsamen Haflingern entdeckten, in den Blickwinkel der Öffentlichkeit. Vor allem im Burgenland und in Oberösterreich begannen kleine Zuchtbetriebe mit der auf sportliche Verwendung gezielten Züchtung von Pferden und vor allem aus Deutschland wurden sie in immer größerem Umfang importiert. Nicht alle Zuchtversuche, nicht alle Importversuche lieferten die erhofften Top-Sportpferde, in den Ställen standen Pferde, die für den Großen Sport nicht gut genug waren. Aber da geschah es, dass sich eine Szene aus Hobbypferdehaltern- und Halterinnen entwickelte. Reiten wurde auch für den Normalverbraucher leistbar, das Pferd fand in die Familie hinein. Immerhin hat der Mensch

seit Jahrtausenden Gemeinsamkeit mit dem Pferd gesucht und passende Umgangsformen mit ihm entwickelt. Es ist, wie der Hund, ein dem Menschen sehr nahestehendes Geschöpf, das für viele die Ergänzung im Leben bedeutet. In letzter Konsequenz wurde aus manchem Pferd eine Art Kuscheltier vor allem für junge Mädchen und Frauen, die wenig reiterlichen Ehrgeiz aufwiesen, aber sich Pferde als Gegenstand für weibliche Zuwendung hielten. Mein Buch will keine im großen Sport erfolgreichen ReiterInnen ansprechen und auch nicht versierte Kenner der Pferdezucht. Für Sport und Zucht gibt es eine umfangreiche und ausgezeichnete Literatur. Es sind zwei Reitertypen, die ich unterscheiden will; der eine *sucht* ein geeignetes Pferd. Der andere *findet* ein Pferd....

Typ A, der erfolgreiche Turnierreiter: Wer im großen Sport gewinnen will, braucht das passende Pferd. Ein Pferd, das „zugeschnitten“ ist auf den entsprechenden Bewerb. Ein *Springer* muss ruhig und überlegt an die Hindernisse heranzureiten sein, von Vorteil ist ein eher großes, hohes Pferd, das natürlich auch sonst körperliche Voraussetzungen für das Springen aufweist; das Äußere, sein Aussehen ist egal. Ein *Dressierer* sollte schon auch vom Äußeren her Eindruck machen. Elegante, feinabgestimmte Bewegungen zeichnen ein solches Pferd aus, es braucht Sensibilität, ohne dass diese im Dressurviereck zum Problem werden könnte. Für die *Vielseitigkeit* wünscht man sich einen spritzigen Alleskönner mit guter Verbindung zum Reiter, nervenstark, Typ „englisches Vollblut“. Er muss nervenstark sein und Freude für das notwendige Konditionstraining zeigen. Wenn ich hier ausschließliche die männliche Form im Satzbau verwende, so ist das der Einfachheit beim Lesen geschuldet. Das Geschlecht

eines Pferdes spielt in der Sportreiterei natürlich auch eine Rolle; aber ob Stute, Hengst oder Wallach: das ist von Fall zu Fall zu entscheiden.

Typ B ist der Freizeitreiter, dessen Hobby das Reiten ist, ohne dass er sein ganzes Leben darangibt. Der sportliche Wettkampf kann das Hobby interessanter machen, das sportliche Reiten mag der Haltung eines Pferdes Sinn verleihen. Dieser Freizeitreiter wird im Reitsport so weit kommen, wie es die Qualität seines Pferdes gestattet und wieviel Engagement er investiert, er wird aber nie *sein* Pferd auswechseln, nur um größere Erfolge zu erzielen. Und es gibt genug Pferdehalter (jetzt schreibe ich der Deutlichkeit konkret: und Pferdehalter**innen**), die praktisch nie auf ihrem Pferd zu sitzen kommen. Für diese Gruppe von Reitern und Pferdebesitzern entscheidet meist nicht die Qualität eines Pferdes, sondern es ist oder wird eine Frage der Zuneigung. In der Freizeitreiterei spielt der klare Verstand oft wenig Rolle. Es geschieht wie in der Beziehung zweier Menschen. Trotz manchmal langem Suchen nach dem richtigen vierbeinigen Partner fällt eine spontane Entscheidung, für die man keine Erklärung finden kann. Es ist Liebe.

Mit dem Wort LIEBE habe ich das Wesentliche über mein Buch gesagt. Es spricht zu Menschen, die Pferde lieben, sie halten und reiten, obwohl die Voraussetzungen nicht ideal sind. Die sich nicht einen vierbeinigen Top-Champion leisten konnten, die nicht ohne Mühe für die Kosten von Futter und Stall aufkommen. Sie haben sich einfach in ein Paar wunderschöner dunkler Augen verliebt, in ein glattes, glänzendes Fell, in ein zartes, weiches, schnoberndes Schnuppermaul. Sie sind von der Leidenschaft für

das Geschöpf Pferd gepackt und empfinden Begeisterung für alles, was mit Pferd und Reiten zusammenhängt.

Ich schrieb dieses Buch aus zwei Gründen: Weil ich ein Pferdenarr bin seit meinem fünften Lebensjahr (siehe folgende Erzählung) – und weil ich seit einem schweren Unfall nicht mehr in den Sattel steigen kann, aber meinen Pferden ein Denkmal setzen will.

Wie ich zu einem Pferdenarren wurde:

Diese Geschichte hat den Nachteil, nicht sehr dramatisch zu sein aber den Vorteil, dass sie wahr ist.

Meine Mutter (der Vater, wie damals wohl fast alle Männer, „im Krieg“) war mit uns Kindern aus der Stadt geflohen, weil die Bombenangriffe immer häufiger wurden. So lebten meine kleine Schwester und ich, Mutter, Tante und Cousine für mehr als ein Jahr auf einem Bauernhof nahe unserer Stadt im Liesingtal. Dort kam es zum Heureka, dem Blitz aus dem Himmel, der aus mir den Pferdenarren machte, der ich bin. Eine Kompanie der Wehrmacht marschierte auf dem Rückzug an unserem Bauernhof vorbei und machte dort Rast. Der kommandierende Offizier der Truppe saß auf einem Pferd, das sich freute, endlich für eine kurze Zeit in Ruhe grasen zu dürfen. Auf dieses Pferd setzte meine Tante mich, der ich gerade fünf Jahre alt war, um mir eine Freude zu machen; denn ich war ein stolzer Reiter auf dem Prinz, meinem Schaukelpferd. Es war sicher eines der schönsten Schaukelpferde, die es je gegeben hat: das Fell aus Plüsch war braun und weich wie echtes Fell, sein Schnauzerl war weiß und kuschelig, es hatte steife schwarz gerandete Ohren und stand auf zarten

gebogenen Metallkufen, so dass ich den Prinz zum Schaukeln bringen, *reiten* konnte. Sein Zaumzeug und der Sattel waren knallrot, links und rechts hingen die Steigbügel herunter. Jetzt stand da auf dem Bauernhof vor mir ein echtes Pferd! Riesenhoch, ein glänzendes, fuchsrotes Fell. Der Offizier hob mich in den Sattel.

Ich strahlte, kam mir unsinnig gut vor, nahm die Zügel auf und wollte *reiten*. Das Pferd wollte das nicht. Es zog mir die Zügel aus der Hand, senkte den Kopf und graste weiter. Trotz allen Strampelns und Schlagens mit den Beinen war es zu keinem reiterlichen Mittun zu bewegen. Den Erzählungen nach heulte ich Rotz und Wasser vor Zorn und genierte mich vor den Zusehern, so dass ich mich danach unter dem Bett versteckte. Aber dieses *eine* Mal im Sattel war`s, das aus mir den unverbesserlichen *Pferdenarren* gemacht hat.

Der Unfall, das endgültige Ende meiner Reiterei

Gleich voraus: das hat mit der Reiterei nix zu tun. Also können alle, die es wollen, diesen Abschnitt überfliegen.

Es war auf der Turrach, dem eher kleinen, aber umso hübscheren Schigebiet zwischen Kärnten und der Steiermark. Es herrschte prachtvolles Winterwetter: Sonne vom frühen Morgen an, blauer Himmel, ein traumhafter frischer Schnee. Nur der starke Wind störte ein wenig. Aber wir fahren den Kornock hinten hinunter, da gibts keinen Wind, meinte mein Freund Dieter, als wir beim Frühstück zusammensaßen. Nur vor der Tour müssen wir nach dem Ausstieg aus dem Lift ein paar hundert Meter der Schipiste folgen, da wird`s blasen.

So zogen wir beide nach 9 Uhr los. Früh genug, meinte mein Freund. Für Lawinen ist es noch zu kalt und wo wir runterfahren wollen, wird es keine Schneeverwehungen geben.

Wir zwei Schifahrer waren eben aus der Liftgondel ausgestiegen. „Ausgestiegen“ war gut, denn bei dem gewaltigen Sturm, zu dem sich der Wind hier auf 2000 m Höhe entwickelt hatte, mussten wir uns anstrengen, die Glaskuppel, die einen angenehmen Schutz vor der Kälte geboten hatte, aufzudrücken. Boah, sagte der Dieter, da gibt`s nur tiefe Hocke und so rasch wie möglich über die Klippe hinunter in den Windschatten. So machten wir es. Trotz der steilen Piste kamen wir fast nicht in Fahrt, so heftig blies uns der Sturm entgegen. Aber kaum hatten wir die Kuppe passiert, wurde es ruhiger. Ah, meinte ich, der Schnee ist super, und das bisschen Wind können wir aushalten. Fahr du vor, sagte der Dieter.

Drei oder vier herrlich weite Schwünge über die absolut leere Piste mit dem g`führigen Schnee. Nur hin und wieder brauste der Sturm von der Seite her und haute den Schnee in scharfen Kristallen ins Gesicht. Und dann kam plötzlich eine gewaltige weiße Wolke, die alles in unsichtiges Weiß verwandelte. Natürlich hätte ich sofort abschwingen sollen. Wenn man nix sieht, soll man nix fahren! Das dacht ich noch. Dann merkte ich, dass ich plötzlich gegen einen steilen Hang fuhr und bevor ich noch reagieren konnte, hob es mich aus und ich macht einen halben Salto nach rückwärts. So blöd bin ich noch nie geflogen – das huschte mir durchs Gehirn. Und dann lag ich, mit dem Rücken im Schnee, die beiden Beine weit gespreizt, beide Schier noch dran. Aber ich konnte nichts spüren. Auch meine linke Hand ließ sich nicht

bewegen. Mit der rechten versuchte ich, meinen Oberschenkel zu drücken. Nichts. Kein Gefühl.

Der Dieter hatte hinter mir abgeschwungen. Du liegst blöd da, sagte er. Hast dir weh getan? Dich hat's über den Pistenrand und auf das Aufgeschobene hinauskatapultiert. –

Ja, Dieter. Aber du musst den Hubschrauber rufen.

Und den roten Heli sahen wir nach zehn Minuten kommen. Ich berichte, dass ich mit dem Kopf nach hinten in den Schneehaufen gefallen bin, der durch das Ausschleichen der Piste am Rand entstanden ist. Und dass ich meine Beine nicht spüre. Eine junge tschechische Notärztin untersucht mich gerade. Vier junge Leute wollten erste Hilfe leisten, haben mich fürsorglich zugedeckt, mir die Schier – vorsichtig! – abgeschnallt. Jetzt verpacken die Heli-Leute mich gerade in einen Transportsack, in dem ich wie einbetoniert liege und transportieren mich auf einem niederen Schlitten in Richtung Helikopter. Wir müssen alles Zeug, das herumliegt, fest in den Schnee stecken, damit es uns nicht beim Start des Heli um die Ohren fliegt, sagen die Sani. Die Notärztin sieht auf der Grünen Karte mein Geburtsdatum. Sollten Sie nicht irgendwann mit dem Schifahren aufhören? fragt sie. Ich grinse trotz meiner Schmerzen. „Irgendwann“ sage ich, ist ein guter Zeitpunkt!

Der Hubi landet in Villach am Dach des Unfallkrankenhauses. Man transportiert mich zum Röntgen, danach zum MR. Beide Geräte befinden sich auf derselben Ebene wie der Hubi-Landeplatz. Die Doctores können sich auf keine genaue Diagnose einigen. Sie konstatieren zwar keinen deutlichen Bruch im Genick,

aber die Lähmungen sind da. Nur auf der Uniklinik in Graz wäre Gewissheit zu erlangen, meinen sie, und auch nur dort gäbe es einen Spezialisten, der sich an eine so schwierige OP an der Halswirbelsäule heranwagen würde. Vorerst wollen sie mich jedoch hier im Spital behalten. Vielleicht gehen die Schwellungen zurück, dann würde der Transport sicherer sein. Ich kann den Kopf überhaupt nicht bewegen.

Sie haben meine Frau gerufen. Sie kommt nach drei Stunden mühevoller Autofahrt. Natürlich ist sie ganz verstört, aber sie versucht, sich das nicht anmerken zu lassen. Als erstes entschuldige ich mich für die Scherereien, die ich allen bereite. Nachdem ich verdammt Schmerzen habe, versuche ich, sehr kurz zu sprechen. Ich sag ihr: horch zu und merk dir, was ich dir sage. Natürlich hatte ich mein Leben lang damit gerechnet, einmal einen schweren Unfall zu erleiden. Vom Beinbruch über das zertrümmerte Handgelenk, vom durchgebrochenen Ellenbogen bis zu den gebrochenen Rippen habe ich schon alles hinter mir. Aber das, heute, hätte ich nicht erwartet. Ich habe nie geglaubt, dass ich einmal als Querschnittler enden sollte. Und das will ich auch nicht. Sollt` ich daher tatsächlich vom Hals hinunter gelähmt bleiben, so bitte ich Dich – bitte höre zu und nimm`s ernst, was ich sage! – ich bitte dich, zu veranlassen, dass ich nicht gefüttert und künstlich am Leben erhalten werde. Ein solches habe ich mit Dir vor Jahren schon vereinbart, erinnerst du dich? Du hast mich sehr lieb und wirst dich daranhalten und diesen Wunsch auch durchsetzen. So schwierig er zu erfüllen sein wird. Ein entsprechendes Schreiben liegt in meinem Safe.